

Eva Rossmann

Wein & Tod

Ein Mira-Valensky-Krimi



Folio Verlag

ISBN 3-85256-31

Eva Rossmann
Wein & Tod
Ein Mira-Valensky-Krimi



Folio Verlag

ISBN 3-85256-31

Wein & Tod

Lektorat: Eva-Maria Widmair

Zweite Auflage

© FOLIO Verlag, Wien • Bozen 2006

Alle Rechte vorbehalten

Grafische Gestaltung: Dall'O & Freunde

© Umschlagfoto: Michael Himml, www.michaelhimml.at

Druckvorbereitung: Graphic Line, Bozen

Druck: Dipdruck, Bruneck

ISBN 3-85256-311-9

eISBN 9783990370063

www.folioverlag.com

Gewidmet „meinem“ Weinviertel
und allen leidenschaftlichen WinzerInnen dieser Welt

[MÄRZ]

Auf der Treppe liegt tatsächlich Schnee. Ich habe es so satt. Ich wohne im fünften Stock eines Altbauhauses mitten in Wien und habe Schneeverwehungen auf der Treppe. Über mir toben eine Mischmaschine und irgendetwas, das ich für einen Presslufthammer halte. Das Stiegenhaus vibriert. Anstelle des Daches gibt es jetzt eine angeblich vollkommen wetterdichte Plane. Wohnungsspekulationen. Der Hauseigentümer baut den Dachboden aus und wollte nicht länger warten, bis es Frühling wird. Jeden Tag um Punkt sieben Uhr geht es los. Kein Wunder, dass Gismo die meiste Zeit auf dem Kasten sitzt und faucht. Bleibt abzuwarten, wer früher durchdreht. Meine Katze oder ich. Mein Vorteil: Ich kann fliehen.

Ich würde zu gerne wissen, was die neue Chefredakteurin vom „Blatt“ mit mir zu besprechen hat. „Das Blatt“ ist die größte Zeitung des Landes, wenn auch nicht gerade die beste. Dagegen ist selbst das „Magazin“, für das ich arbeite, ein qualitativ hoch stehendes Medium. Na ja, jedenfalls hin und wieder. Zum „Blatt“ habe ich nicht gerade besonders gute Beziehungen. Könnte meine Reportage, die vor zwei Wochen erschienen ist, mit dem Termin zu tun haben? An sich ein harmloser Lifestyle-Bericht, aber ich habe mich darüber lustig gemacht, dass die Chefredakteurin ständig im Schlepptau der beiden Bankmanager auftaucht, denen das „Blatt“ inzwischen gehört. Ist doch die Wahrheit und nichts als die reine Wahrheit.

An sich lehne ich Termine vor zehn Uhr am Vormittag ab, aber da ich momentan sowieso um sieben aus dem Bett geworfen werde, stehe ich gähnend um fünf vor acht am Empfangsschalter der Zeitung. Die Empfangsdame trägt eine komplizierte Frisur mit Zickzackscheitel, sie mustert mich skeptisch, ruft dann aber doch in der Chefredaktion an, ihre Miene wird um nichts freundlicher, als sie

mich bittet, den linken Lift hinauf in den sechsten Stock zu nehmen. Bürohaus, modern, Glas und Beton, transparenter Bunker.

„Sekretariat Chefredakteur Dr. Daniela Messerschmidt“, steht auf dem Türschild. Die Sekretärin lächelt verbindlich, bittet mich weiter. Die Chefredakteurin trägt einen schmal geschnittenen dunklen Hosenanzug, der sie älter aussehen lässt, lächelt ebenfalls, gibt mir die Hand, bittet mich Platz zu nehmen. Lass das Getue und sag, worum es geht. Aber ich lächle natürlich auch und nehme Platz.

Eine halbe Stunde später bin ich ordentlich verblüfft. Man hat mir einen Job angeboten, einen – objektiv gesehen – sogar sehr guten. Die Zeitung wird umstrukturiert. Und ich soll das neu geschaffene Ressort „Aufdeckung und Kriminalberichterstattung“ übernehmen, viertausendfünfhundert Euro Gage pro Monat plus alle Spesen.

„Brutto?“, habe ich misstrauisch gefragt.

„Netto“, hat Frau Chefredakteurin Messerschmidt lächelnd geantwortet. Man könne es sich nicht leisten, dass ich dem „Blatt“ die besten Kriminalstorys wegschnappe, also versuche man mich einzukaufen. Ich habe mir Bedenkzeit ausgeben. Ich weiß genau, welche Art von Aufdeckung und Kriminalberichterstattung das Sudelblatt von mir möchte. Aber: Momentan verdiene ich weniger als halb so viel, und nicht einmal das bekomme ich fix. Ich bin freie Mitarbeiterin beim „Magazin“, wenn auch regelmäßig beschäftigt.

Sie wolle „Frauen fördern“, hat die Messerschmidt außerdem noch gesagt, ich hätte sie fragen sollen, warum dann auf ihrem Türschild „Chefredakteur“ steht, vielleicht ein Versehen. Ich habe nichts dagegen, wenn Frauen vorankommen, aber ... ich möchte mir doch gern aussuchen, von wem ich gefördert werde. Kann man ein solches Angebot ausschlagen? Ich habe nur bis morgen Bedenkzeit. Ich bin einfach noch nicht wach genug, um klar überlegen zu können. So viel Geld. Und so unglaublich edel sind die beim „Magazin“ auch nicht. Ich muss ja nicht ... Mira, lüg dich nicht an, du wirst müssen. Das „Blatt“ hat eine ganz klare Linie. Und die ist nicht die deine. Ohne allzu moralisch werden zu wollen, sie ist ein bisschen menschenverachtend. So in die Richtung: Ordentliche und anständige Kleinbürger gegen den Rest der Welt, vor allem, wenn es um irgendwelche verdächtig anderen Gruppen geht wie Ausländer, Arbeitslose, Künstler, Feministinnen, Sozialisten oder Kommunisten. Und das „Magazin“? Quotenorientierter Unsinn.

Nicht nur. Manchmal auch Information, öfter harmlose Unterhaltung. Ich arbeite für gewöhnlich im Ressort „Lifestyle“, und das geht mir zunehmend auf die Nerven. Quatsch, es ist der Dachbodenausbau, der meine Nerven blank gelegt hat.

Ich fahre zum „Magazin“. Ob man sich überall, wo man ist, nach einer gewissen Zeit zu Hause fühlt? Hier kennt mich die Empfangsdame, ich nicke ihr zu. Ich weiß, welchen Lift ich nehmen muss, und unser Bürogebäude aus Glas und Beton und Stahl wirkt irgendwie ... freundlicher. Zumindest heute.

Die Chefredakteurin vom „Blatt“ ist mir nicht sehr sympathisch, über Jahre hat sie im Fernsehen ein politisches Magazin moderiert, ohne allzu viel anzuecken, versteht sich, so macht man Karriere. Nicht dass ich darauf aus wäre. Ich wäre schon zufrieden, wenn sie mich in Ruhe ließen und sich über meiner Wohnung wieder ein festes Dach befände. Was soll ich tun? Den Chefredakteur vom „Magazin“ mag ich auch nicht besonders. Droch meint, ich hätte eben ein Problem mit Hierarchien, das sei alles, deswegen würde ich Vorgesetzte nie leiden können. Heute ist Donnerstag, er wird an seinem Leitartikel schreiben. Immerhin, es gibt im „Magazin“ auch ernst zu nehmende und ernst genommene Journalisten. Droch und ... Momentan fällt mir niemand ein, gut, ab und zu hat man sogar mich schon erst genommen. Ich muss mit ihm reden. Er kennt die Branche. Wenn es eng wird, ist er mir immer ein guter Freund.

Im Gegensatz zu mir hat er das Glück, nicht im Großraumbüro arbeiten zu müssen. Ich klopfe an seine Zimmertür. Ob ich als Ressortleiterin beim „Blatt“ auch ein eigenes Zimmer bekommen würde?

„Ja?“

Ich atme erleichtert auf, trete ein. Droch sitzt wie vermutet am Computer. Als er mich sieht, hellt sich seine Miene etwas auf.

„Kannst du dir vorstellen, dass es irgendeinen Vollidioten in Österreich gibt, dem man das als Gesundheitsreform verkaufen kann?“, sagt er anstelle einer Begrüßung.

Ich weiß zwar nicht genau, wovon er spricht, aber ich schüttle brav den Kopf und sage: „Wir sollen mehr zahlen und dafür weniger bekommen, wenn ich richtig liege. Fragt sich nur, wo das Geld hingeht.“

Droch nickt zufrieden wie ein Lehrer, der seiner minderbegabten Schülerin doch etwas beigebracht hat. „Was willst du? Sicher nicht über die Gesundheitsreform reden, oder? Ich muss den Kommentar in einer Stunde fertig haben.“

„Das ‚Blatt‘ will mich abwerben“, platze ich heraus.

Droch sieht mich spöttisch an. „Sie mal an, die Messerschmidt. Ich war gemeinsam mit ihr bei der ‚Lift‘, einer legendären Zeitung in den Siebzigern, ist leider bald wieder eingegangen, hat wohl auch mit uns zu tun gehabt.“

Als Droch die ganze Geschichte kennt, rollt er näher zu mir. Zur Fortbewegung in einem Büro ist ein Rollstuhl gar nicht so übel. „Du musst selber wissen, was du willst. Und setz dich endlich, ich hasse es, zu dir aufzuschauen.“

Ich grinse und setze mich. „So ein Angebot kommt nicht wieder.“

„Und das ‚Blatt‘ ist einzigartig“, fügt Droch trocken hinzu.

„Ich weiß. Es ist nicht gerade ...“

„Du willst also gehen.“

„Ich weiß nicht ... eigentlich ...“

„Wie lange hast du Bedenkzeit?“

„Bis morgen Nachmittag.“

„Sieh an, sie will dich wirklich haben. Kann ich ja verstehen. Erwarte keinen Tipp von mir, ich mag das ‚Blatt‘ nicht.“

„Und mich?“ Das ist mir so herausgerutscht, ein Zeichen, dass ich wirklich verunsichert bin. Drochs Blick wird weich. „Dich mag ich, das weißt du. Und deswegen darf ich dir auch nicht raten, es könnte egoistisch sein.“

„Du willst, dass ich bleibe.“

„Du bist zweiundvierzig, freie Mitarbeiterin beim Lifestyle und hast nicht viele Chancen, etwas anderes zu machen. Du wirst nicht jünger.“

Herzlichen Dank auch. Das weiß ich selbst.

„Ich muss schreiben“, fährt er fort. „Was willst du? Was wolltest du, bevor du das Angebot bekommen hast?“

Nicht viel, ein festes Dach über dem Kopf, ein paar interessante Reportagen, endlich wieder ein paar Tage Urlaub im Veneto, weniger von dem ewig gleichen Society-Gequatsche.

Droch lächelt. „Dann denk darüber nach und triff deine Entscheidung. Ich muss heute Abend zu einer Familienfeier“, er verzieht angewidert das Gesicht, „sonst wäre ich mit dir essen gegangen. Aber wie wäre es mit morgen Mittag? Vielleicht siehst du bis dahin klarer. Oder wir überlegen gemeinsam ...“

„Danke“, ich küsse ihn auf die Wange, fühle mich nicht mehr ganz so ausgeliefert und gehe zu meinem PC, um die Reportage unserer Mode-Mitarbeiterin zu redigieren. Sie ist schaurig schlecht wie immer.

Am Abend führe ich ein langes Telefonat mit Oskar. Vor mir ein Glas Jameson Whiskey, auf meinem Schoß Gismo, über mir nur eine dünne Zimmerdecke und darüber eine Plane. Wenigstens schneit es heute nicht. Es sollte längst Frühling sein. Ob so eine Zimmerdecke bei falscher statischer Berechnung einstürzen kann?

Ähnlich wie schon Droch fragt auch Oskar: „Was willst du?“

Das Geld, aber nicht den Job. Beim „Magazin“ etwas anderes machen. Oder anderswo. Aber beim „Blatt“ ...

„Dann nimm nicht an. Finanziell bist du immer über die Runden gekommen. Und: Auch wenn du das nicht so gern hörst ... da gibt es in Notfällen immer noch mich.“

„Zum Glück nicht nur in Notfällen“, antworte ich. Trotzdem möchte ich auf eigenen Beinen stehen, aber das weiß er ohnehin. „Ich werde versuchen, beim ‚Magazin‘ einen besseren Vertrag auszuhandeln. Wir haben keine Reise-Redaktion, aber etwas in diese Richtung ... Und“, ich rede mich in Fahrt, „sollte er kein Interesse haben, mich zu halten, dann kann ich ja immer noch zum ‚Blatt‘ gehen.“

„Oder sonst wohin.“

Wohin? Die österreichische Zeitungslandschaft ist nicht gerade vielfältig. Oskar verspricht, am Wochenende nach Wien zu kommen. Liebeserklärungen am Telefon sind nicht meine Sache, über die Leitung klingt alles anders, hohl, virtuell. „Hab dich lieb“, flüstere ich zum Schluss rasch und lege auf. In zwei, drei Monaten ist Oskars großer Wirtschaftsprozess in Frankfurt abgeschlossen. Sieht so aus, als würden er und seine Partner auf ganzer Linie siegen. Seit ich hinter seine Affäre mit einer Kollegin gekommen bin, bemüht er

sich, jedes Wochenende mit mir zu verbringen. Immerhin war ich es, die in Wien bleiben wollte. Gedankenloses Vertrauen, so wie früher, hab ich nicht mehr. Aber vielleicht ist es ohnehin besser, trotz allem zu vertrauen, als Treue rundum und in jeder Hinsicht wie naturgegeben anzunehmen. Außerdem: Von meinem Seitensprung in der Karibik weiß er nichts, ich glaube, ich werde ihm auch nie davon erzählen. Eine Liebesnacht am Meer, die mir heute schon wie ein Traum vorkommt. Ein schöner Traum allerdings, aber auch nicht mehr als das. Es hat nichts mit Offenheit zu tun, alles herauszuquatschen, nur weil man es loswerden will. Kann er mir vertrauen? Ich denke schon.

Ich schenke mir noch einen Whiskey ein und Gismo und ich tun, als würde es so ruhig bleiben.

„Es ist ein sehr gutes Angebot, da können wir natürlich nicht mit“, sagt der Chefredakteur und versucht ein Pokerface zu ziehen. „Frauen fördern will die Messerschmidt also“, ergänzt er. „Nehme ich ihr nicht ab. Sie will die Kriminalstorys.“

Von der Frauenförderungssache habe ich ihm gar nicht erzählt. Mein Eindruck der letzten zehn Minuten verdichtet sich zur Gewissheit: Droch muss mit dem Chefredakteur geredet haben. Verdammt noch mal, das war ein vertrauliches Gespräch, er hat sich nicht einzumischen ... jedenfalls nicht so.

„ICH fördere Frauen schon lange“, fährt der Chefredakteur fort und sieht mich selbstgefällig an.

Was immer das heißen mag. Ich weiß vor allem von seinen zahlreichen Affären, aber auch die haben den wenigsten etwas genützt.

„Sie wollen uns also verlassen ...“

Ein Stich. Lässt er mich gehen? Zurückpokern. So viel wie der hab ich allemal noch drauf: „Das Angebot ist, wie Sie selbst gesagt haben, sehr gut. Ich hänge am ‚Magazin‘, aber ...“

„Ich kann Sie nicht zur Ressortleiterin machen.“

Das habe ich auch nicht angenommen. Ich sehe ihm so fest wie möglich in die Augen. Das ist bei einem Visavis, das seinen ledernen Schreibtischstuhl ganz nach hinten gekippt hat und, lässig, lässig, in dem schweren Möbel beinahe liegt, gar nicht so einfach. „Ich dachte

an Reisereportagen. Sie wissen, dass ich das kann. Lebendige Reportagen, Lesestoff, im Mittelpunkt Menschen. Vielleicht auch Interviews. Erinnern Sie sich an das letzte große Interview mit dem Salzburger Jedermann? Mit mir reden die Promis.“

„Der redet mit jedem.“ Der Chefredakteur kratzt sich am Kinn. „Aber wir sind vielleicht gar nicht so weit voneinander entfernt. Ich weiß ja nicht, welchen Narren Droch an Ihnen gefressen hat, aber ... um ehrlich zu sein, hatte er einen ganz guten Vorschlag: Sie werden so etwas wie Chefreporterin. Das heißt: Keine Anstellung, aber ein monatliches Fixum. Sie machen uns große Reportagen, zwölf pro Jahr garantiert.“

Fast vergesse ich nach den finanziellen Bedingungen zu fragen: Chefreporterin vom „Magazin“ – ich weiß, das sagt nicht viel, aber es ... klingt gut. Verdammt gut. „Wie hoch ist das Fixum?“

„Tausendfünfhundert Euro im Monat, Sozialabgaben und Steuern bleiben bei Ihnen.“

Verhandle, Mira! „Zweitausend.“

„Also gut.“

Mist, da dürfte ich zu tief angesetzt haben. „Steuern und Sozialabgaben beim ‚Magazin‘.“

„Mehr als zweitausend auf Honorarbasis kann ich nicht bieten.“

„Und das Honorar pro Reportage?“

„Wie bisher.“

Also so irgendwo zwischen fünfhundert und tausendfünfhundert Euro für eine mehrseitige Story, gar nicht schlecht, wenn man es mit den Hungerhonoraren vergleicht, für die viele in unserer Branche inzwischen arbeiten.

„Sie können mehr verdienen als beim ‚Blatt‘: Zwei große Reportagen im Monat plus Fixum macht fünftausend Euro.“

„Nur dass ich dort das Gehalt vierzehnmal im Jahr bekäme und die viertausendfünfhundert netto wären.“ Er soll nicht glauben ... Dabei kann ich mein Glück kaum fassen, endlich einmal die Stufen nach oben, mehr Geld, ein interessanterer Job.

„Wollen Sie oder wollen Sie nicht?“

„Ich will!“ Das war des Jubels etwas zu viel, zu viel Hochzeitston und Liebe für immer in der Stimme, aber für Nuancen ist unser

Chefredakteur zum Glück nicht besonders empfänglich. Das muss gefeiert werden!

„Den ersten Auftrag habe ich übrigens schon für Sie“, holt mich der Chefredakteur auf den Boden der „Magazin“-Realität zurück: „Es gibt einen neuen Star unter den Weinbauern, ich kenne ihn übrigens auch persönlich sehr gut, seine Weine sind etwas ganz Besonderes, er hat in Melbourne bei der internationalen Weinbewertung abgeräumt, beim „Wine Spectator“ hat er tolle Bewertungen und in Österreich immerhin gleich zwei Salon-Sieger, diverse Medaillen, bla, bla. Ist doch Ihre Liga, oder? Hans Berthold, Treberndorf, Weinviertel, fast vor unserer Haustür. Netter Typ, wir haben eine ganze Nacht ...“

Ich soll einen Kumpel des Chefredakteurs promoten? Womöglich damit er seinen Jahresbedarf an Wein gratis geliefert bekommt? Andererseits: Von Berthold habe auch ich schon gehört, und die Reportage liegt tatsächlich auf meiner Linie. Sie ist so etwas wie eine Zusatzbelohnung. Hinaus aufs Land, wo über dem Kopf keine Pressluftschlämmer wüten, Natur, Weine verkosten. Ich sehe saftig grüne Rebzeilen vor mir, tiefe Keller, hausgeräucherte Speckseiten, Weinlese, Holzfässer ... Mira, brems dich ein, es ist März und es ist saukalt. Keine Klischeegeschichte. Zumindest nicht mehr Klischee, als für das „Magazin“ sein muss. Ich werde gute Reportagen liefern, solche, die man sich merkt. Hm. Was merkt man sich schon von dem, was in der Zeitung steht?

Treberndorf ist nicht gerade groß, ich werde diesen Berthold schon finden. Aneinander geduckte Bauernhäuser entlang der Hauptstraße, ein Weinviertler Straßendorf, wenig Grün, oder macht es bloß der kalte März, dass alles so verwaschen grau erscheint? Ich suche nach einem Hinweisschild, einer Tafel an einem der Häuser. Bertolds Betrieb soll am Ende von Treberndorf liegen, zumindest wenn der Chefredakteur Recht hat. Genaueres wollte er nicht sagen, allzu gut scheint er den neuen Starwinzer doch nicht zu kennen. Treberndorf hat erstaunlich viele Enden, zwei an der Hauptstraße, und von der zweigen mehrere Seitenstraßen ab. Niemand zu sehen. Der Wind pfeift eisig. Kleine Barockkirche, gegenüber ein Lebensmittelgeschäft der Kauf-Gruppe, Greisler gibt es fast keine mehr, alle Läden gehören zu irgendeinem Konzern oder gehen unter. Zwei Frauen mit

Einkaufskorb. Ich bremsse, kurble das Fenster herunter, frage nach dem Weg.

Neugierige Blicke, aber nicht unfreundlich. Die nächste Gasse nach rechts also, hier gibt es kleine Vorgärten, radikal gestutzte Rosen, das letzte Gebäude soll es sein. Ja, die breite Einfahrt stimmt: Ein Bauernhaus mit brauner Fassade und grünen Fensterumrahmungen, etwas dumpf in den Farben, aber Berthold wird wohl keine Zeit für solche Dinge haben. Das Tor ist zu. Kein Namensschild. Keine Klingel. Aber: Das letzte Haus, also muss es passen. Ich erinnere mich daran, dass es im Weinviertel üblich ist, einfach durchs Tor in den Hof zu gehen. Mir ist es immer etwas unangenehm, so einzudringen. Die schwere gusseiserne Klinke gibt nach, ich stehe im Hof. Beton, wohin das Auge reicht. Was soll's: Hier ist wenigstens Platz genug zum Arbeiten. Schmink dir deine romantischen Vorstellungen ab, Mira. Man muss das hier ja nicht fotografieren. Ich klopfe an die Tür des Wohnhauses.

Ein zirka fünfzigjähriger Mann in Jeans öffnet. „Ja?“

Das ist nicht Berthold, ich habe etwas im Internet gesurft, er sieht ganz anders aus. „Ich suche Herrn Berthold, Hans Berthold.“

„Und da kommen Sie ausgerechnet zu mir? Das nächste Haus. Wenn Sie Wein kaufen wollen, bleiben Sie allerdings lieber hier. Besser und billiger.“

Seltsamer Empfang. „Nein danke, ich habe mit ihm ... geschäftlich zu tun.“

Der Mann mustert mich. „Da kann man auch nichts machen.“ Die Tür geht wieder zu.

Ich gehe, so schnell ich kann, ohne lächerlich zu wirken, über den Hof, bin mir sicher, durch das Fenster beobachtet zu werden. Nächstes Haus, zurück in Richtung Ortszentrum. Aber da steht „Mayer“ am Türschild. Denk weiter, Mira, vielleicht wohnt Berthold woanders. Die Straße macht eine Kurve, ich fahre zehn Meter weiter. Von hier aus sehe ich links oben in den Hügeln die Kellergasse: Keller an Keller, die einen weiß, die anderen verwittert braun, die meisten mit einem kleinen Vorhäuschen, darin wird der Wein gepresst, noch weiter zurückversetzt steht ein Haus, nein, es handelt sich, nach dem gewaltigen Tor zu schließen, wohl eher um ein Wirtschaftsgebäude, es scheint in den Hügel hineingebaut zu sein, von hier aus fast verdeckt durch die Keller und Bäume. Bäume und

Büsche auch am Straßenrand. Vor lauter Schauen hätte ich das allerletzte Haus in der Gasse fast übersehen, aber es ist durch einen geparkten Traktor und einige große Bäume gut verborgen: eine Mischung aus traditionellem Bauernhaus und modernem Designergebäude, perfekte Verbindung von Alt und Neu, viel Glas, viel Licht auf der einen Seite, das alte Gebäude integriert, alles in sonnigem Gelb und Wiesengrün. Und über der tatsächlich großen Einfahrt das Schild: „Weinbau Berthold“.

Hier gibt es eine Klingel, ich läute und bin kaum mehr überrascht, als mir ein junger Mann im Designeranzug öffnet. So habe ich mir die neuen Erfolgswinzer trotz allem nicht vorgestellt und ich gebe zu: Die Weinbauern, bei denen ich früher Wein gekauft habe, waren mir lieber.

Der junge Mann lächelt. „Meine Eltern sind im Weingarten.“

„Und Sie ... kümmern sich um das Geschäftliche?“

„Ach so“, er sieht auf seinen Anzug, „nein, ich habe Biologie studiert. Und heute geht es um ein Forschungsstipendium. Der Professor, der das entscheidet, steht auf gepflegte Kleidung. Ich sehe nicht immer so aus.“

Er beschreibt mir den Weg.

Es hört sich alles ganz einfach an: Zurück auf die Brünner Bundesstraße, in die zweite Straße rechts einbiegen, geradeaus, bis sie in einen Feldweg übergeht, weiter, bei der ersten Kreuzung rechts. Dass jemand so etwas als Kreuzung bezeichnen kann: Aufeinandertreffen zweier Karrenwege, beide gerade breit genug für meinen kleinen Fiat. Die Sonne strahlt, die kahlen Rebstöcke scheinen ihr entgegenzuwachsen, gemeinsame Hoffnung auf wärmere Tage. Ich halte an, steige aus, werde auf der Hügelkuppe von einem eisigen Wind überrascht. Aber der Ausblick lässt mich die Kälte vergessen. Wie durch einen Weichzeichner sehe ich die Konturen von Wien: seine neu gewachsenen Hochhäuser, die Türme, die UNO-City, Wohnhäuser, miteinander verschmolzen, Kirchturmspitzen. Eine Großstadt breitet sich vor mir aus, Metropole in Pastelltönen, nur wirklich durch diesen Hügel mit seinen Reben, dazwischen, schon näher, Windräder. Und davor, wie zufällig hier gelandet, die Kleinstadt Wolkersdorf. Die Sonne blendet, ich blinzele,

um zu überprüfen, ob es sich um eine Fata Morgana handelt, versuche, mich auf die Hügel zu konzentrieren und auf die Bertholds, die da irgendwo sein müssen. Ob sie die atemberaubende Aussicht überhaupt noch wahrnehmen? Ich kann mich nicht erinnern, dass jemals mit dem grandiosen Blick geworben worden wäre, den man von diesen Hügeln aus auf die Stadt hat. Aber allzu viel Marketing scheint hier im Weinviertel nicht betrieben zu werden. Irgendwie ganz sympathisch.

Ich höre einen Hund bellen, dann, leise, Stimmen. Ich steige wieder ein, fahre in Richtung Gebell, mein Wagen balanciert zwischen tiefen Spurrillen, und da sind sie, viel näher als gedacht. Ein Schäferhund rennt auf mich zu. Ich mag Tiere, aber bei so großen Bestien bin ich vorsichtig. Schweifgewedel, er scheint mir nichts Böses zu wollen, Befehl vom Herrl: „Reblaus, bei Fuß.“ Der Hund namens Reblaus zeigt keine Reaktion, umtanzt mich weiter. Scharfes Kommando vom Frauerl: „Reblaus, bei Fuß!“ Reblaus, bei Fuß, kein übles Kommando für einen Winzer. Jetzt sieht sich der Hund immerhin um. Aber noch bevor er sich entscheiden kann, ob er folgen soll, sind die beiden bei mir: Schimützen auf dem Kopf, windgerötete Wangen, in voluminöse Daunenjacken verpackt, sie einen seltsamen großen Akku am Gürtel, ähnlich jenen von Kameralenten, er mit den blauesten Augen, die ich je gesehen habe.

„Christian hat uns angerufen“, sagt Berthold, nachdem ich mich vorgestellt habe. „Sie hätten sich den Weg in die Kälte sparen können, wir machen gleich Mittagspause.“ Er sieht die Rebzeile nach unten, dort sind noch drei vermummte Gestalten. „Wir müssen nur noch diese paar Stöcke schneiden, normalerweise sind wir nicht so spät im Jahr dran. Mit unseren eigenen Weingärten sind wir schon vor zwei Wochen fertig geworden, aber den da konnten wir erst vor ein paar Tagen dazupachten. Etwas verwildert, höchste Zeit, dass man ihn anständig erzieht.“

Unter Erziehung habe ich bisher etwas anderes verstanden. Eher schon das, was Frau Berthold mit dem Hund versucht. „Wir haben ihn Reblaus genannt, weil wir ihn so dringend gebraucht haben wie eine Reblaus, unser Sohn hat ihn uns letztes Jahr zu Weihnachten geschenkt. Eigentlich heißt er Herkules. Er ist komplett harmlos“, erklärt sie.

Ich nicke. Das sagen die Hundebesitzer immer. Aber man muss zugeben, Reblaus hat entzückende, eindeutig übergroße Ohren wie aus Plüsch. Das macht ihn wahrscheinlich nicht gerade zu einem Vorzeige-Rasse-Exemplar, aber dafür irgendwie weniger bedrohlich.

„Sie finden den Weg zurück?“, fragt Berthold.

Ich schüttele den Kopf.

„Unser Wagen steht unten, am Beginn der Rebzeilen. Am besten, ich fahre mit Ihnen.“

Wir steigen ein, die Märzsonne hat das Auto wohlig angewärmt. Wir nehmen den Weg zurück, die Hügelkuppe hinauf.

„Die Aussicht ist unglaublich“, sage ich zu Berthold und deute hinunter auf Wien.

Er nickt. „Wissen Sie, viele der Einheimischen haben diesen Blick längst verloren, sie wollen nichts wie weg, in die Stadt oder zumindest nicht mehr in die Weingärten bei jedem Wetter, auf die Felder. Ich habe Glück, ich war von Kind an fasziniert von dieser Landschaft und dankbar dafür, es ist mir geblieben.“

Den Rest des Weges reden wir nicht mehr, als notwendig ist, damit ich zum Haus zurückfinde.

Berthold öffnet das große Tor mit der Fernbedienung am Schlüsselbund, es teilt sich, scheint in den Wänden zu verschwinden, wir fahren in den Hof. Der Schäferhund tobt schon herum, offenbar hatten die anderen einen kürzeren Heimweg. Der weiträumige Hof ist mit Ziegeln gepflastert, der alte Teil des Hauses schließt mit einem Laubengang ab, vor dem modernen Teil auf der anderen Seite stehen neben schlanken Stahlstangen mächtige verwitterte Holzpfeiler, um die sich junge Rebstöcke winden. Weiter hinten Nebengebäude, teils gemauert und sorgfältig renoviert, teils aus grau verwittertem Holz.

Ich folge Berthold in den großen Vorraum, an der Garderobe zähle ich fünf dick gepolsterte Jacken, an den Wänden hängen Urkunden für prämierte Weine, über der einen Tür ein ausgestopfter Raubvogel, er wirkt wach und hungrig. Ich mag ausgestopfte Tiere nicht besonders. Der Teppich scheint echt zu sein. Berthold hängt seine Jacke zu den anderen, nimmt die Mütze ab, fährt sich durch die dichten schwarzen Haare, an den Schläfen zeigen sich erste graue Strähnen, er sieht viel zu gut aus für einen Weinbauern. Aber es ist

nicht nur das: Er strahlt Kraft aus und gleichzeitig Wärme, eine gewisse Verletzlichkeit, beinahe etwas Künstlerhaftes. Ich rufe mich zur Ordnung, offenbar hat der viele Sauerstoff meinen Gehirnzellen nicht gut getan, ich kenne den Typen doch gar nicht. Berthold hilft mir aus meiner für Wind und Kälte im Weingarten viel zu dünnen Stadtjacke, geht voraus.

Die Küche ist riesig. Solche Dimensionen müssen früher Herrschaftsküchen gehabt haben. In der Mitte ein Tisch, an dem sicher zwölf, vierzehn Personen Platz haben. Rundum Regale, aber nichts Nostalgisches, alles aus Edelstahl, funktionell wie die Küche im Gasthaus Apfelbaum, in dem ich vor geraumer Zeit so einiges erlebt habe. Der Apfelbaum liegt übrigens gar nicht weit von hier, fällt mir ein, eine gute Gelegenheit, Manninger zu besuchen. Die Gastronomiekritiker jubeln über sein Konzept der regionalen, aufs Wesentliche reduzierten Küche.

Um den Tisch sitzen zwei Männer um die vierzig, ein deutlich älterer Mann und Frau Berthold. Jetzt, da sie sich aus ihrer schützenden Jacke geschält hat, sehe ich, dass sie sehr schlank ist. Sie wirkt fast elegant. Sie hat dunkle Augen und volles, braun gelocktes Haar. Am Herd steht eine rundliche Frau Mitte dreißig, zwei große Pfannen vor sich.

Frau Berthold weist mir einen Platz zu, ich werde gebeten mitzuessen. „Das ist unser Großvater“, sagt sie und deutet auf den Alten, „er ist mit draußen, auch wenn die Beine nicht mehr so recht mitmachen. Kein Wunder, er wird demnächst zweiundachtzig.“

Der Großvater hat ein verwittertes, von Wind und Wetter wohl dauerhaft gerötetes Gesicht – oder hat der Alkohol dazu beigetragen? Er widerspricht umgehend: „Mit meinen Beinen ist alles in Ordnung, Eva.“

Die beiden anderen, so erfahre ich, sind Arbeiter des Betriebes: Vaclav und Tomek aus der Slowakei. Die Frau am Herd, Ana, ist mit Vaclav verheiratet und kümmert sich um den Haushalt.

„Im Sommer und im Herbst sitzen mehr Leute um den Tisch, manchmal bringen wir gar nicht alle unter, da werden im Hof Tische aufgestellt“, erzählt Frau Berthold.

Es gibt eine dicke Gemüsesuppe, die hauptsächlich aus Kartoffeln besteht, und danach – Fischstäbchen.

„Täglich Schweinsbraten ist nicht so gesund, und wenn Panier drauf ist, essen unsere Männer auch hin und wieder Fisch“, erfahre ich von der Hausherrin. „Außerdem ist heute Freitag.“

Ein Krug mit Wasser steht auf dem Tisch, kein Wein. Berthold deutet meinen Blick falsch: „Darf ich Ihnen etwas zum Kosten bringen? Wir trinken beim Mittagessen keinen Wein, aber ...“

Der Großvater kaut und nickt. „Früher hätt’ es das nicht gegeben, da ist der Haustrunk immer am Tisch gestanden, aber ... die modernen Methoden ...“

„Danke“, antworte ich, „tagsüber tut mir Alkohol nicht besonders gut.“

„Also“, fährt Berthold fort – er hat wirklich einzigartige blaue Augen, die beiden sind ein schönes Paar, beinahe zu schön –, „Sie wollen eine Reportage über unseren Betrieb machen. Wir haben nicht gerade viel Zeit, aber wenn Sie Lust haben, können Sie uns begleiten, mit jedem von uns reden, einfach dabei sein.“

„Werbung gehört dazu“, ergänzt der Großvater, „sonst können wir uns auch den Umbau nicht leisten.“

Das ist dem Ehepaar Berthold nun doch etwas zu offen, ich lächle rasch und sage: „Das klingt wunderbar, wie sieht es mit Fotos aus?“ Zehn Minuten später habe ich Peter, einen unserer besten Fotografen, angeheuert; er wird in knapp zwei Stunden da sein, um die Nachmittagssonne über den Weingärten einzufangen. Er soll seine wärmste Daunenjacke anziehen, empfehle ich ihm.

„Wer ist eigentlich Ihr Nachbar?“, frage ich, als wir nach dem Essen dann zu viert doch noch bei einem Glas Wein sitzen. Berthold schnuppert am Wein, schwenkt das Glas, als ob er etwas völlig Neues probieren würde. „Er hat ein schönes Pfefferl, einen leicht pfeffrigen Ton. Weinviertel DAC, herkunftsgeschützt, nur die besten Veltliner des Weinviertels bekommen diese Bezeichnung, man kann alles mögliche über unseren Weinbaupräsidenten sagen, aber da ist ihm etwas gelungen. Wer kennt schon die Weinviertler Weine? Schon gar im Ausland? Also braucht es ein gemeinsames Gütesiegel, unter dem jeder dann das seine machen kann. Und unsere Leitsorte ist immer noch der Veltliner.“

Ich koste auch. Duftig, spritzig, und jetzt, wo er es sagt, habe ich das Gefühl, tatsächlich einen leicht pfeffrigen, würzigen Ton zu

spüren. Wenn er es allerdings nicht gesagt hätte ... Aber ich bin eben keine Expertin, sondern nur eine, die gerne guten Wein trinkt. Wollte Berthold mir ausweichen oder hat da einfach, ganz ohne Hintergedanken, der Winzer durchgeschlagen? Ich probiere es noch einmal: „Ich bin zuerst beim falschen Haus gelandet. Ihr Nachbar hat gemeint, falls ich Wein kaufen will, solle ich lieber gleich bei ihm bleiben. Ist so etwas hier üblich?“

Berthold sieht von seinem Glas auf, seufzt, überlegt. Bevor er etwas sagen kann, fährt der Großvater dazwischen: „Das wär' schlimm, wenn das üblich wär'. Neidisch sind sie, die Aichingers, das ist alles. Schon der Großvater, ich meine den, der gleich alt war wie mein Vater, war so. In der Nacht haben sie Grenzsteine versetzt und danach uns angeschwärzt. Dabei waren immer sie die größeren Bauern. Das hat sich erst in den letzten zehn, zwanzig Jahren geändert. Zum Glück. Wenn du nicht tüchtig bist ...“

Eva Berthold schüttelt den Kopf: „Lass gut sein, Großvater, das interessiert Frau Valensky sicher nicht besonders. Die Aichingers sind eben etwas ... mühsam.“

„Unverträglich sind sie“, fährt der Großvater fort. „Wer, glaubst du, sticht uns die Autoreifen auf? Und dass sie auf einer Saumrinne bestanden haben, nur damit unser Anbau nicht in ihre Lufthoheit eindringt! Nicht einmal die Dachrinne darf drüberstehen, sie muss ins Dach hineingebaut werden, was viel mehr kostet ...“

„Das mit dem Autoreifen kann auch ein spitzer Stein gewesen sein, Großvater.“

„Aber geh, schon als ich Bürgermeister gewesen bin, war mit dem alten Aichinger nicht auszukommen. Was ich mit dem auszuhalten gehabt hab: Hab ich das eine gesagt, hat er das andere gesagt.“

„Sie waren ... von unterschiedlichen Parteien?“, frage ich weiter. Viele Möglichkeiten hat es hier am Land wohl nicht gegeben. Volkspartei oder Sozialdemokraten.

„Wo denken Sie hin? Wir waren natürlich beide von der Volkspartei, ich Bürgermeister und Parteiobmann über dreißig Jahre, er Vizebürgermeister. Bis er auf die Idee gekommen ist, dass man nicht Bürgermeister und zugleich Parteiobmann sein soll. Ausgehebelt hat er mich, selbst wollte er Parteiobmann werden, aber da hab ich mich hinter die vom Wirtschaftsbund gesteckt und es hat ja auch genug Leute vom Bauernbund gegeben, die ihn nicht gewollt

haben, ganz abgesehen von der Frauenbewegung, die waren auch eher für mich, fesch war ich damals noch, also hat er es nicht geschafft mit dem Obmann.“

Ich lächle. „Wie lange ist das her?“ Ich denke an die Fünfziger-, Sechzigerjahre.

„Na das war so 1990. Vor zehn Jahren hab ich dann meine Funktion abgegeben, freiwillig, an einen Lehrer. Jetzt sind fast alle Bürgermeister Lehrer. Die haben Zeit genug. Ich nicht. Wir haben ja groß ausgebaut. Man braucht mich.“

Eva Berthold ist aufgestanden und lächelt. „Wir brauchen dich wirklich, Großvater.“ Zu mir gewandt: „Ich muss an den Computer, Mails checken und Daten nachtragen. Die Verwaltung wird seit der EU immer aufwändiger.“

Ich stehe auch auf. „Ich will Sie nicht aufhalten ...“

Berthold will zu seinen Arbeitern in den Keller gehen. Wenn der Fotograf da ist, fahren sie noch einmal hinaus in den Weingarten schneiden und anbinden. „Ist fast ehrenrührig, jetzt noch Reben zu schneiden, so als ob wir im Winter nicht fleißig genug gewesen wären“, meint er.

„Warum? Schadet ihnen das jetzt?“

„Wenn sie noch nicht ausgetrieben haben, nicht. Aber man macht es eben früher. Doch wie gesagt, der Weingarten hat vor einer Woche noch gar nicht uns gehört.“

„Sie expandieren ziemlich, nicht wahr?“

Hans Berthold sieht mich ernst an: „Wir müssen. Wir hatten zwei Möglichkeiten: Wir bleiben der kleine Familienbetrieb und wurschteln uns mit möglichst guten Weinen durch oder wir professionalisieren das Unternehmen. Mein Sohn hat mit Weinbau nichts am Hut, das hat, so seltsam es klingt, wahrscheinlich den Ausschlag gegeben. Evas Eltern können nicht immer mithelfen, es geht ihnen nicht mehr so gut, außerdem hat ihr Bruder auch eine Landwirtschaft. Vater ist noch sehr rüstig, aber wer weiß, wie lange noch. Unsere Jüngste, Martina, ist ganz besessen vom Weinbau, sie besucht die Weinbaufachschule, aber sie ist erst sechzehn. Wir hätten einen Teil unserer Eigenflächen verpachten müssen, wenn wir nur zu zweit oder dritt arbeiten würden. Also haben wir uns für den anderen Weg entschieden: Zukauf, Zupacht, Arbeiter anstellen,

Werbung machen, Schritt für Schritt. Was Sie heute sehen, ist das Ergebnis von sechs Jahren harter Arbeit in diese Richtung.“

„Und Ihr Nachbar Aichinger?“

„Baut auf die Arbeitskraft seiner Verwandtschaft. Er kommt kaum zurecht, aber trotzdem versucht er uns die besten Lagen vor der Nase wegzuschnappen, nur um mich zu ärgern. Es gibt ja viele, die gerne verpachten.“

„Und sein Wein?“

„Probieren Sie ihn.“

„Der Umbau hier ...“

„Wir sind im letzten November fertig geworden, wenn schon, denn schon. Sie müssen sich einmal den Keller ansehen, darauf bin ich besonders stolz.“

„Auf Urlaub waren wir schon drei Jahre nicht“, seufzt Frau Berthold, „aber heuer. Sicher.“

Er scheint sich da nicht so sicher zu sein. „Wir werden sehen.“

Ich sitze mit Frau Berthold im Büro, warte auf den Fotografen und versuche sie nicht zu stören. Das Büro ist weniger repräsentativ als das, was ich bisher vom Haus gesehen habe: ein kleines Zimmer mit Blick auf den Hof, Ikea-Regale, Aktenordner, Boxen mit gestapelten Zeitschriften und Prospekten, ein Billigschreibtisch mit Computer, daneben Drucker, Fax.

Eva Berthold schreibt erstaunlich schnell. Als sie eine Pause macht und fragt, ob sie irgendetwas für mich tun könne – aber es seien ein paar Bestellungen hereingekommen, eine Viertelstunde brauche sie leider noch –, sage ich: „Sie machen das, als ob Sie es gelernt hätten.“

Sie lächelt. „Hab ich nicht. Ich bin gelernte Volksschullehrerin, aber damals gab’s das noch nicht mit den Computern. Was man braucht, kann man sich beibringen. Mit zwanzig hab ich meinen Mann kennen gelernt, mit einundzwanzig hab ich Christian bekommen, danach war ich noch drei Jahre arbeiten. Hans war Landmaschinenmechaniker beim Polterer zwei Orte weiter, die Landwirtschaft seiner Eltern hat nicht genug hergegeben, die Trauben sind an die Genossenschaft gegangen und zu Sektgrundwein verarbeitet worden. Meine Eltern“, lächelt sie, „waren von meiner Heirat nicht gerade begeistert. Sie haben auch

eine kleine Landwirtschaft und waren stolz, dass es ihre Tochter bis zur Lehrerin gebracht hat – und dann heiratet sie einen Bauern und Mechaniker. Aber Hans hat immer schon eine Liebe zum Wein gehabt. Als Christian ein paar Jahre alt war, haben wir uns entschieden: Ich gebe den Beruf auf und wir steigen voll auf Weinbau um, die anderen Äcker sind verpachtet worden, dafür haben wir Weinflächen dazugepachtet, den Weinkeller ausgebaut. Wir waren jung und hatten eine Menge Schulden. Es ist bergauf gegangen, mit Schulungen und Marketing und allem, was man heute so braucht. Und dann kam die zweite Entscheidung, die, von der mein Mann gesprochen hat: Sind wir damit zufrieden, reduzieren wir sogar wieder, weil die Familie, die mithelfen kann, kleiner wird, oder bauen wir noch einmal aus? Jetzt sind wir nicht mehr so jung, sitzen wieder auf einem Berg Schulden, aber ...“ Sie lächelt wieder: „Wir schaffen es, er hat sehr viel Kraft.“

Und sie wohl auch, denke ich mir. Kein Wunder, dass der Nachbar neidisch ist. Wenngleich es sich bei dem schlechten Verhältnis um eine über Generationen hinweg gehegte Feindschaft handeln dürfte.

Sogar Peter, der Fotograf, lässt sich von der Stimmung in den klirrend kalten nackten Weingärten anstecken. Mit knallroten Fingern wechselt er immer wieder das Objektiv, kniet auf dem gefrorenen Boden, um die beste Perspektive zu finden. Die Bertholds haben auf ihre Mützen verzichtet, Haare wehen im Wind, dürre Rebäste werden weggeschnitten, bis bloß rechts und links vom Stock jeweils ein Ast mit sechs Knospen – ein Strecker mit sechs Augen, sagt Berthold – stehen bleibt. Dazu zwei kleine Aststummel in der Mitte mit je einer Knospe, „Zapfen“. Die biegsamen rauschaligen Äste werden mit einer Maschine an den unteren Draht gebunden. Blitzblauer Himmel, klare Farben. „Mach keine Idylle draus“, rufe ich gegen den Wind zu Peter hinüber.

„Glühwein, das wär’ was“, ruft Peter gut gelaunt zurück.

Eine Stunde, dann zurück ins Warme. Ich fühle mich wie nach einem Tag Schifahren: ausgekühlt und erhitzt zugleich, vollgesogen mit Sauerstoff, angenehm müde. Wenn ich mir allerdings vorstelle, das täglich sechs, acht Stunden lang zu machen ...

Ana serviert uns tatsächlich Glühwein, Hans Berthold ist nach Wien Wein liefern gefahren, gute Kunden versucht er weiterhin

selbst zu betreuen. Eva Berthold bereitet die Präsentation für den Abend vor: Eine japanische Delegation hat sich angesagt, sie besuchen ein paar Betriebe in Österreich; wo sie danach einkaufen, wird sich herausstellen. Japan gilt als Zukunftsmarkt. Prospekte und Unterlagen auf Englisch müssen ausgedruckt werden. Man hat eine Erklärung zu den verfügbaren Weinen und eine Betriebsbeschreibung samt Verkaufskonditionen auf Japanisch in Auftrag gegeben. Sie soll den englischsprachigen Mappen beigelegt werden, aber noch ist der Text nicht da. Eva Berthold schaut immer wieder in die Mailbox. Können wirklich in einem Word-Dokument japanische Schriftzeichen erscheinen? Kann man das ausdrucken? Die japanische Studentin, die den Auftrag erhalten hat, sagt ja. Ich habe keine Ahnung. Wird wohl so sein.

Ich sitze am Küchentisch und nicke ein, schrecke wieder hoch, als mich eine kalte Hundeschnauze anstupst. Reblaus hat es geschafft, sich im allgemeinen Trubel ins Haus zu schleichen. Was für ein Name für einen Hund. Ich bewege mich sicherheitshalber nicht, das gefällt Reblaus, er beginnt mich hingebungsvoll abzuschlecken. Säubert er mich nur, bevor er mich frisst? Unsinn, Mira, der ist tatsächlich harmlos. Ich kraule seinen Kopf und er stößt Laute aus, die mich mehr an Gismo als an einen Hund erinnern, so eine Art wohliges Grunzen. Wo wird die Weinpräsentation stattfinden? Hier?

Bekommen die Japaner auch etwas zu essen?

„Wir lassen das Essen liefern“, erklärt Eva Berthold. „Es gibt eine sehr gute Fleischhauerei bei uns, der Sohn hat sie übernommen, fünfundzwanzig oder so sind er und seine Frau erst und sie legen sich richtig ins Zeug, Winzerjause ohne Schrecken für Japaner. Die mögen diese riesigen überhäuften Platten nicht so gern, also wird alles leichter und auf kleinen Tellern angerichtet mit viel dünn geschnittenem Obst und Gemüse dazwischen, die machen das besser, als wir das je könnten. Und sie sind nicht einmal teuer. Zumindest noch nicht.“

Ein schlankes Mädchen in Jeans und Norwegerpullover stürmt in die Küche, stutzt kurz, als sie fremde Gesichter sieht, sagt anstelle einer Begrüßung: „Heut kommen die Japaner, oder?“

Eva Berthold seufzt. „Wie wär’s mit Grüßen?“ Sie stellt uns vor, Martina gibt uns die Hand, sie hat die dichten braunen Locken ihrer

Mutter und die blitzblauen Augen ihres Vaters. „Papa hat gesagt, ich darf zwei Weine präsentieren.“

„Wie war es in der Schule?“

„Na ja. Der Lercher, der Mathelehrer, hasst mich.“

„Unsinn, du wirst nicht gelernt haben.“

Martina besucht ein Halbinternat, erfahre ich, am Wochenende kommt sie heim. In allen Fächern, die mit praktischem Weinbau zu tun haben, stehe sie auf „sehr gut“. Das interessiere sie eben, in den Lernfächern seien ihre Noten nicht ganz so gut.

„Ich will eben Weinbau lernen und basta“, sagt sie, „ich seh eh nicht ein, wozu ich die Matura machen muss.“

Eva Berthold lächelt, man merkt, diese Diskussion hat sie schon oft geführt. „Ihr erstes Wort, das sie gesprochen hat, war nicht Papa oder Mama. Sie war spät dran mit dem Reden, wir sind im Auto gefahren und Hans hat unseren Sohn Christian gefragt, was das für ein Fahrzeug sei, das wir gerade überholen. Martina hat hinausgesehen und laut und deutlich ‚Lesewagen‘ gesagt.“

Martina ist stolz auf diese Geschichte, das merkt man. „Ich kann Traktor fahren, seit ich acht bin.“

Die Weinbäuerin seufzt. „Manchmal wär’ es mir lieber, sie wär’ nicht ganz so burschikos.“

Es beginnt zu dämmern. Peter ist zurück nach Wien gefahren, er muss noch für eine andere Reportage Fotos einrichten und versenden, am Abend soll er wieder da sein. Japanische Weineinkäufer machen sich in unserer Story gut, da bin ich mir sicher. Ich lasse mich überreden, im Gästezimmer ein Nickerchen zu machen. Warum ich nur so müde bin? Wahrscheinlich dieses Frühaufstehen wegen des dämlichen Presslufthammers. Und dann die vielen Eindrücke, der neue Job, der zwar so neu nicht ist, aber Chefreporterin ...

Ich wache auf, als es an die Tür klopft. Im ersten Moment erkenne ich die Frau nicht, die da hereinschaut: eine schlanke Gestalt im Dirndlkleid, ein rotes Halstuch, beinahe neckisch gebunden,

Ausschnitt, aber nicht zu tief. Ich versuche es noch einmal mit dem Aufwachen, das Bild bleibt.

„Meine Tochter bringt Sie nach drüben, wenn’s recht ist. Haben Sie gut geschlafen?“, fragt Eva Berthold.

Schwarze Jeans, Samtjacke, das muss reichen, ich kann nichts Trachtiges bieten, und ich gebe zu, dass mir Derartiges ohnehin schon immer verdächtig war. Selbst Martina trägt etwas, das an bäuerliche Tradition erinnern soll: roter Leibkittel aus Leinen, dazu ein rotes Band in ihren Locken. Sie bemerkt meinen Blick. „Für die Japaner“, erklärt sie, „die stehen auf so was und wir wollen unseren Wein verkaufen.“

Wir gehen durch den Hof nach hinten zum rückwärtigen Tor, das jenem zur Straße hin gleicht. Martina lässt es auf- und wieder zugleiten. „Wir können mit den Traktoren und den meisten Anhängern durchfahren“, erklärt sie. Hinter dem Haus führt ein mit alten Ziegeln begrenzter asphaltierter Weg zur Kellergasse hinauf. Ruhig und verschlafen liegt sie da, Kopfsteinpflaster, zwei hohe Weiden. Das kleine Kellerhaus, bei dem der Weg in die Kellergasse mündet, ist grün und gelb bemalt – dieselben Farben wie am Wohnhaus, derselbe Schriftzug über dem Eingang. Dahinter, aus der Nähe mächtig, aber dennoch in die Hügellinie eingefügt, zum Teil sogar in den Hügel hineingebaut, das neue Kellergebäude, das ich schon von der Straße aus gesehen habe.

„Zum neuen Keller kann man von der Straße aus mit Traktoren und LKWs zufahren, der hintere Eingang liegt eine Etage höher, da steht unsere Presse. Und dort haben wir auch die Stellplätze für unsere Traktoren und Anhänger. Am vorderen Eingang liefern wir den Wein aus“, sagt Martina, „und das Tollste: Vom neuen Keller kommt man unterirdisch in diesen Keller hier, unseren alten Keller.“ Man merkt, sie ist von dem Umbau begeistert.

Auch der alte Keller, Teil der Kellergasse, ist ein Schmuckstück. Das ehemalige Presshaus, der Vorkeller, ist weiß ausgemalt, eine große Baumpresse dominiert den Raum, man sieht ihr an, dass sie schon lange bloß Ausstellungsstück ist. An den Wänden Urkunden, Fotos mit prominenten Weinkäufern und von Siegerehrungen bei

internationalen Verkostungen. Eine Theke, die aus einem Baumstamm gehauen wurde, dahinter im Regal Weinflaschen aus zwanzig Jahren. Nicht nur der Weinbaubetrieb, auch die Etiketten haben sich verändert: Zuerst war darauf eine Traube abgebildet, umgeben von viel Gold, dann hat man sich für ein Aquarell entschieden, das offenbar den Weinkeller darstellt, danach für den Schriftzug „Berthold“ und seit einigen Jahren steht bloß ein großes schlichtes „B“ auf grünem oder weinrotem Grund. Die Treppe führt steil nach unten, Ausnehmungen sind elektrisch beleuchtet, erzeugen die Atmosphäre einer anheimelnden, aber auch geheimnisvollen Höhle. Hoher gewölbter Keller mit alten Holzfässern, manche reichen beinahe bis an die Decke, feucht und kühl ist es hier, so ein Weinkeller muss das ganze Jahr über die gleiche Temperatur halten, das weiß sogar ich. Eine Glaswand, mitten im Keller. Stünde die eingelassene Glastür nicht offen, man könnte die Abgrenzung glatt übersehen. Dahinter der Verkostungsraum, Teil des Kellers, aber geheizt, klimatisiert. Lange sorgfältig gearbeitete Holztische in einem hohen Quergang, in der Mitte ein großer Tisch für das Büffet, an beiden Enden des Querganges Türen, sie sind geschlossen.

Eva Berthold fegt in ihrem Dirndl hin und her, drapiert Blumen, legt Prospektmaterial auf. Das Büffet sieht tatsächlich einladend aus: Japanergerechte Winzerjause, daran könnte ich mich gewöhnen. Selbst beim Brot hat man sich etwas einfallen lassen: Neben in exakte Streifen geschnittenem Bauernbrot gibt es Minisalzstangerln.

„Kosten Sie“, fordert mich Eva Berthold auf, „wir machen sie selbst, Ana hat heute mindestens zweihundert Stück davon gebacken.“

Sie schmecken großartig, im Backen bin ich zwar eine Niete, aber ich muss Ana nach dem Rezept fragen.

Hans Berthold kommt. Er wirkt angespannt, anders als heute im Weingarten. Seine Verbeugung vor dem Klischee ist ein Trachtenanzug, er ist für mich der erste Mensch, der in so etwas gut aussieht. Lässig, als sei es ihm nicht wichtig, was er trägt, und dabei beinahe etwas melancholisch. Mira, deine Phantasie geht mit dir durch. Der schöne Winzer schimpft mit lauter Stimme in den Raum hinein: „Ich hab euch gesagt, ihr sollt die anderen Gläser nehmen. Verdammt, muss man alles dreimal sagen!“

Seine Frau sieht ihn an, dann gibt sie Vaclav Anweisung, die Gläser auszutauschen.

Weg ist der Winzer wieder. Mir ist der Vorfall peinlich, aber niemand sonst scheint ihn wichtig zu nehmen.

Dicke Kerzen werden angezündet, auf dem einen Tisch liegen Prospekte, der andere ist rustikal gedeckt. Als Appetithappen sind winzige Schwarz- und Weißbrotecken mit traditionellen Aufstrichen auf Platten angerichtet, schlicht, appetitlich.

„Wir müssen darauf achten, dass sie nicht zu schnell betrunken sind“, erklärt mir Eva Berthold.

Pünktlich auf die Minute treffen die Japaner ein, angeführt von Hans Berthold, dem Weinbaupräsidenten sowie zwei Fotografen von lokalen Medien. Bloß Peter, mein Fotograf, fehlt noch. Hoffentlich schafft er es rechtzeitig. Es ist ein exotisches Bild: Zwölf sich verbeugende Japaner im Anzug stehen einer einigermaßen kostümierten Winzerfamilie gegenüber, bloß der Weinbaupräsident trägt keine Tracht, dafür aber wenigstens eine Krawatte, auf der Reben zu sehen sind. Wo man so etwas wohl bekommt?

Faszinierenderweise ziehen tatsächlich einige der Japaner Fotoapparate aus ihren Sakkotaschen, sie knipsen und sind hingerissen, ein Gruppenfoto wird verlangt. Jetzt schon?

„Ist gut so“, zischt mir Eva Berthold zu, „jetzt stehen sie noch alle gerade.“

Sie scheint Japaner nicht besonders zu mögen.

„Man weiß nie, wie wichtig sie wirklich sind, ob und wie viel sie kaufen. Was soll's. Wir müssen jedenfalls vorbereitet sein“, erklärt sie mir leise, offenbar hat sie meinen Blick bemerkt.

Hans Berthold spricht ein liebenswert weinviertelisches Englisch, aber man merkt, er hat mit Präsentationen in dieser Sprache Erfahrung. Die Japaner haben einen Dolmetsch mit. Wo bleibt nur mein Fotograf?

Die ersten beiden Weine werden im Stehen verkostet, ein ganz leichter Winzersekt, bloß 10,5 Promille Alkohol, fruchtig, aber angenehm trocken. Martina reicht Minisalzstangerln herum. Als nächster Wein steht der köstliche Weinviertel DAC am Programm; zu diesem besonderen Veltliner und seiner Vermarktungsschiene sagt auch der Weinbaupräsident etwas. An seinen Händen sieht